

Siegertexte des  
Kurzgeschichtenwettbewerbs der KSBG  
2012



# Inhalt

Vorwort – An der Wahrheit werkeln	2
Kategorie A	
Dominic Inauen: Jedes Fitzelchen davon ist wahr (1. Preis)	4
Antonia Freiwald: Ein König fällt (2. Preis)	6
Lukas Spitzenberg: Die Nadel im Heuhaufen (2. Preis)	9
Rebekka Künzler: Ruf des Wassers (3. Preis)	11
Kategorie B	
Angela Gentsch: Die Wasserpistole (1. Preis)	14
Simone Dütsch: Perle aus Asche (2.Preis)	17
Jan Hochreutener: Meine Wahrheit (2. Preis)	19
Daniela Lüthard: Das andere Mädchen (3. Preis)	21
Jessica Kobler: Unschuldig (3. Preis)	24
Anerkennungspreise	27
Bildimpressionen	28

## „An der Wahrheit werkeln“

Die vorliegende Broschüre will den jungen Schreiberinnen und Schreibern an der Kantonsschule am Burggraben eine Publikationsplattform geben, so dass ihre Texte auch in ein paar Jahren noch greifbar sein werden. Sie ist Ausdruck der Wertschätzung für das kreative literarische Schaffen an der Schule und kann lesende Schülerinnen und Schüler der KSBG ermuntern, allenfalls selbst einmal Geschichten zu verfassen.

Ist das noch zeitgemäss? Ist literarische Produktion heute nicht auf den elektronischen Weg auszurichten? Soll noch auf Papier verewigt werden? Der Stiftungsrat der Studienstiftung der Kantonsschule am Burggraben kann dies aus Überzeugung bejahen. Auch wenn die neuen Medien immer präsenter werden, so darf mit Fug auf die Sinnlichkeit einer Papierform und ihre weniger flüchtige Art verwiesen werden.

Die hier abgedruckten Geschichten sind das Produkt des Schreibwettbewerbs, den der Stiftungsrat seit mehreren Jahren fördert. Im November 2012 konnten die Preise des Jahres 2012 verliehen werden. 128 Jugendliche der Kategorie A (13- bis 16-Jährige) und 78 Jugendliche der Kategorie B (17- und 18-Jährige) hatten eine Kurzgeschichte verfasst. Das anspruchsvolle Wettbewerbsthema *An der Wahrheit werkeln* wurde fantasievoll und vielfältig umgesetzt. Die besten neun Texte liegen nun erstmalig in einer Broschüre vor.

Allen Beteiligten, insbesondere folgenden Personen der Jury, gebührt ein grosser Dank:

Beatrice Akeret, Anita Blöchliger Moritzi, Damian Brülisauer, Yvonne Fleischmann, Céline Jourdain, Paul Rauber, Judith Santschi und Thomas Scherer.

Der Stiftungsrat wünscht nun allen Interessierten eine vergnügliche Lektüre!

St.Gallen, im Dezember 2012

Der Stiftungsrat der Studienstiftung der Kantonsschule am Burggraben

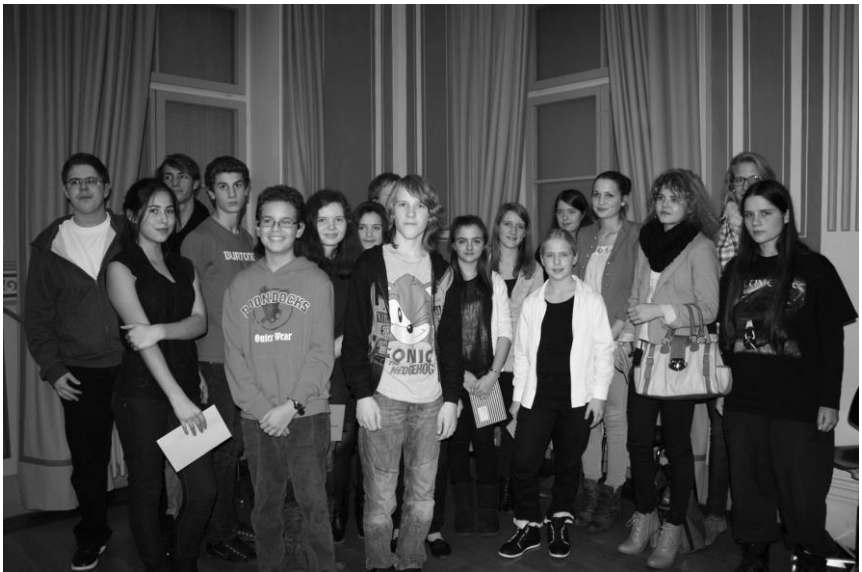
Daniel Bachmann, lic. iur. Rechtsanwalt ,Präsident

Arnold Bächler, Dr. med.

Pietro Beritelli, Prof. Dr. oec. HSG

Anita Blöchliger Moritzi, Prof. lic.phil.I,Vizepräsidentin

Stefan Knellwolf, Dipl.Ing.ETH  
Marc König, Prof. Dr., Rektor KSBG  
Arno Noger, lic.phil. I Ortsbürgergemeinde St.Gallen  
Daniel Prinzing, UBS AG, St.Gallen



**Bild: Yvonne Fleischmann**

## Jedes Fitzelchen davon ist wahr

Ich erzähle euch heute eine Geschichte. „Opa?“ Ja mein Schatz? „Ist die Geschichte wahr?“ Was? Ob sie wahr ist? Ja natürlich! Jedes einzelne, noch so kleine Fitzelchen dieser Geschichte ist wahr. Hältst du mich etwa für einen Lügner?! „Nein, ich wollte nur –“ Eben, das dachte ich mir schon. Also, dann beginne ich jetzt...

Ich habe in meinem Leben schon so einiges erlebt. Ich hab schon so vieles erlebt, ich weiss gar nicht, womit ich anfangen soll! Ah ja, weisst du, ich lebte einmal eine Zeit lang in Amerika. Ja, aber das ist schon lange her. Schon sehr lange sogar. Ich weiss noch, dass ich damals als Fahrer arbeitete. „Und hattest du viele Fahrgäste? Berühmte Leute?“ Ja natürlich, mein Schatz! Ich habe viele Leute umherkutschiert! Darunter waren... ähm... Napoleon zum Beispiel! „Wer ist denn Napoleon?“ Oh, du weisst nicht, wer Napoleon ist? „Nein.“ Mein Schatz, Napoleon ist einer der reichsten Leute der Welt! Der Mann besitzt so viel Geld, er könnte die ganze Welt zweimal kaufen! Und weisst du, wie er das ganze Geld verdient hat? „Wie denn?“ Äh... deine Lieblingslollipops, weisst du, wer die erfunden hat? Napoleon selbst! Er wollte eigentlich ein Abendessen für seine Familie zubereiten, doch weil er nie ein wirklich begabter Koch war, hat er aus Versehen den Lollipop erfunden! „Wow! Wie war der denn so?“ Oh, er war ein sehr netter Mann. Etwas eingebildet, aber sonst ziemlich nett! Man konnte sich sehr gut mit ihm unterhalten. „Wo hast du ihn denn hingefahren?“ Ich habe ihn quer durch ganz Amerika gefahren, weisst du? Wir waren zusammen in Las Vegas, wo er mich zum Pokern eingeladen hat, und in New York. „Und was habt ihr dort so gemacht?“ In New York? Da wollte er unbedingt auf die Freiheitsstatue. Aber eitel wie er war, wollte er nicht dieselben Wege nehmen wie das normale Volk, nein. Dieser verrückte Kerl kletterte eigenhändig ohne Sicherung rauf! Ich folgte ihm auf Schritt und Tritt und weisst du, wen wir dort oben getroffen haben? „Wen denn, Opa?“ Ich weiss nicht, ob ich dir das erzählen kann... „Oh bitte Opa! Bitte!“ Ja ist ja gut, ist ja gut. Also, wir stehen auf der Freiheitstatue, 800 Meter über dem Boden, und sehen dort... ähm... Mickey Mouse! „Was?!“ Ja, Mickey Mouse! Ja, ich hab auch etwa so dreingeschaut, als wir ihn da gesehen haben. Wir haben uns etwas mit ihm unterhalten und er hat uns verraten, dass er sich ab und zu rausschleicht, um unsere Welt zu besuchen. Er macht dann immer einen Trip rund um die Welt! „Wow!“ Ja, das dachte ich mir auch. „Schade, dass ihr nicht mitkommen konntet.“ Oh weisst du, mein Schatz, Mickey Mouse ist nicht nur lustig, sondern auch eine sehr grosszügige

Maus. Er hat uns wirklich eingeladen, eine Weltreise mit ihm zu machen! Napoleon und ich, wir willigten natürlich sofort ein. Als ich ihn fragte, ob wir mit dem Auto oder mit einem Schiff gingen, lachte er nur. Napoleon fragte, was denn so lustig sei. Mickey sagte nichts, sondern zog nur eine bunte, weiche Rolle aus seinem Rucksack. Er breitete sie auf dem Boden aus und sagte uns, wir sollten uns darauf setzen. Kaum hatten wir alle darauf Platz genommen, fühlte ich mich plötzlich sehr leicht. Ich sah mich um und bemerkte, dass wir über dem Boden schwebten! „Woher hat denn Mickey Mouse so einen Zauberteppich?“ Äh... du kennst doch Aladdin, oder? Mickey hat mir erzählt, er kenne Aladdin noch von der Schulzeit, und er kann sich immer seinen fliegenden Teppich ausleihen, wenn er mal eine grosse Reise machen will. Und so hoben wir ab, flogen zuerst über New York, dann über das Meer und kamen schliesslich in Paris an. Wir waren alle durstig von dem Flug und sassen deshalb in ein Café direkt unter dem Eiffelturm. Es war herrlich. Und da habe ich jemanden ganz Speziellen getroffen. „Wen denn?“ Als ich meinen Blick so durch das Café schweifen liess, sah ich plötzlich eine hübsche, junge Dame vor mir. Und so habe ich deine Oma kennengelernt. „Opa, kommt denn Oma nicht aus Italien?“ Äh... Doch mein Schatz! Sie machte gerade Ferien in Paris. Ich lud sie ein, mit mir, Mickey Mouse und Napoleon um die Welt zu reisen. Sie war sofort dabei, doch sie stellte eine Bedingung. Sie wollte zuerst noch ihre Sachen in Italien holen. Also flogen wir sofort weiter Richtung Italien. „Italien... , steht da nicht dieser schiefe Turm?“ Tja, als wir dort ankamen, war er noch gerade... Wir wollten eigentlich daran vorbeifliegen, doch in dem Moment erfasste uns eine Windböe und schleuderte uns in den Turm. Dabei kippte nicht nur der Turm fast um, sondern auch der Teppich ging kaputt. „Oh wie schade!“ Tja, Mickey war nicht sauer und bedankte sich bei uns für den tollen Urlaub. Und Napoleon musste zurück in die Lollipopfabrik, wo er noch eine Menge zu tun hatte. Und so blieben deine Oma und ich zusammen zurück und heirateten zwei Jahre später auf dem schiefen Turm von Pisa. Der Papst hat uns damals getraut und ich sehe ihn jeden zweiten Donnerstag beim Poker.

„Das war aber eine tolle Geschichte!“ Ja, das war sie. Und weisst du was? „Was denn?“ Jedes Fitzelchen davon ist wahr.

*Dominic Inauen, 1aL*

## **Ein König fällt**

*Die Eröffnung wird gespielt.*

„Vielen Dank, dass Sie die Zeit gefunden haben, mir ein paar Fragen zu beantworten. Ich bin mir sicher, dass Sie uns einen grossen Schritt weiterbringen werden.“

Der Kommissar lächelte, doch das Lächeln erreichte seine Augen nicht. Sein Gegenüber erwiderte dies ebenso, mit dem Unterschied, dass sich in den kalten Blick ein Hauch Spott mischte.

Die beiden Menschen reichten sich die Hände, ohne ihren Gegner auch nur einen Moment aus den Augen zu lassen. Denn genau das waren sie: Gegner.

*Die ersten Runden werden rasch durchgekaut, ein jeder Zug ist genauestens auswendig gelernt und keiner Überlegung wert. Doch bald schon beginnt das Spiel langsamer und die Spieler wachsamer zu werden.*

„Haben Sie eine Idee, wer der Mörder Ihrer ehemaligen Freundin und deren Familie sein könnte?“ „Nein, wie sollte ich? Ich habe sie seit zwei Jahren nicht mehr gesehen.“

„Natürlich, wie konnte ich das vergessen? Bitte vergeben Sie einem alten Schussel wie mir.“ Die Augen lächelten wieder nicht. „Und wann waren Sie das letzte Mal in der Stadt?“ „Das ist genauso lange her. Ich war nicht mehr hier, seit sie mich damals verlassen hat.“

*Um einen Angriff führen zu können, wie geplant, wird das erste höhere Opfer gemacht: ein weisses Pferd. Zumindest scheint das Pferd einmal weiss gewesen zu sein – im Laufe der Zeit ist es grau geworden.*

„Wirklich? Dabei hat doch ein ehemaliger Klassenkamerad von Ihnen ausgesagt, Sie am Tag des Mordes hier gesehen zu haben!“

Dies war eine Lüge. Das war beiden klar. Der Mann mit dem spöttischen Blick war nirgendwo zu sehen gewesen. Erst recht nicht in dieser Stadt.

„Wer auch immer die Aussage gab, hat sich mit Sicherheit getäuscht.“

„Verstehe.“ Der Mann, dessen Augen nicht lächelten, runzelte die Stirn. „Das hätte auch keinen Sinn gemacht, denn die besagten Personen hielten sich zu ihrem Todeszeitpunkt gar nicht in der Stadt auf.“ „Ach wirklich?“ Der spöttische Blick wurde durch einen freundlich interessierten Ausdruck ergänzt. Ansonsten waren keinerlei Regungen in Mimik und Gestik zu erkennen.



*Der Spieler auf der schwarzen Seite lässt sich nicht anmerken, dass er den Angriff innerhalb kürzester Zeit durchschaut hat, bringt seinen König jedoch schnellstmöglich in Sicherheit.*

„Wo hielten sie sich denn dann auf?“ Noch immer eine Mischung aus freundlich und spöttisch. „Das wüssten wir selbst gerne. Sicher ist bloss, dass sie nicht in dem Haus der Eltern getötet wurden, denn dafür war viel zu wenig Blut vorhanden. Haben Sie einen Ort in Erinnerung, den die Familie an Sonntagen gerne besucht hat und wo sie sich hätte aufhalten können?“

„Sie könnten versuchen den Wald zu durchkämmen. Die Familie liebte den Wald.“

*Der schwarze Spieler versucht zu bluffen und seinen Gegner in eine falsche Richtung zu locken, doch dieser ist darauf vorbereitet und geht nicht darauf ein. Ein schwarzer Turm fällt.*

„Nein, der Wald ist ausgeschlossen. In der Tat deutet vieles auf Wald hin, denn ihre Kleidung ist teilweise beschmutzt und weist Erde und Gras auf, doch die Schuhe sind nicht schmutzig genug. Der Täter scheint uns vielmehr auf eine falsche Fährte locken zu wollen. Immerhin würde uns ein sinnloses Durchsuchen des Waldes Tage kosten.“

Ein weiteres Mal lächelte der Kommissar sein kaltes Lächeln.

„Dann hat sich der Mörder mit seiner Täuschung wohl nicht sonderlich gut angestellt.“ „Stimmt. Wir haben ihn im Grunde schon längst gefunden, wir brauchen nur noch den endgültigen Beweis.“

*Dieses Mal blufft der weisse Spieler und versucht sein Gegenüber aus der Reserve zu locken. Doch der weiss, dass ihm keine wirkliche Gefahr droht. Seine Figurenkonstellation weist nicht die geringste Schwachstelle auf. Stattdessen geht bei dem Angriff ein weisser Läufer verloren.*

„Wozu brauchen Sie dann noch meine Aussagen?“ Der spöttisch-freundliche Blick zeigt keine Siegesicherheit. Diese besass der Mann bereits vor dem Gespräch.

„Nur um die Akten zu vervollständigen. Meine Kollegen sind noch dabei, den Tatort ein letztes Mal zu durchsuchen, und Sie können sich bestimmt denken, wie lange das dauert. Hinzu kommen noch die Koffer...“ „In der Tat.“

Die Augen des Kommissars entbehrten nach wie vor jeglicher Emotionen, als er erneut lächelte. „Was meinen Sie mit ‚in der Tat‘? Ich hatte doch vorhin behauptet, wir wüssten nicht, wo sich der eigentliche Tatort befand. Und ich habe

Ihnen erst recht nicht erzählt, dass die Menschen gevierteilt in Koffern in das Haus gebracht wurden. Ich habe kaum etwas über den Zustand der Leichen gesagt, in dem wir sie vorgefunden haben. Also, wieso antworten Sie mit ‚in der Tat‘, statt nachzufragen?“

Sein Mund formte noch immer ein Lächeln.

Die Augen des Anderen jedoch zeigten zum ersten Mal keinen Spott mehr, sondern waren weit aufgerissen.

*Durch einen unüberlegten, nahezu dämlich anmutenden Spielzug hat der schwarze Spieler, als er sich schon in Sicherheit wähnte, seine Dame verloren.*

Der Kommissar fragte betont freundlich: „Würden Sie uns bitte ihren Wagen zeigen? Die Spurensicherung wird ihn dann auf Blutspuren untersuchen. Ihnen ist doch mit Sicherheit bekannt, dass sich kleine Blutreste auch nach gründlicher Reinigung noch finden lassen.

Erneut wurde der Blick des Verdächtigten spöttisch. „Aber natürlich“, antwortete er in demselben zuvorkommenden Tonfall.

Er hatte das Spiel verloren; die Wahrheit war ans Licht gekommen und seine abgeänderte Form der Wirklichkeit würde gerade gerückt werden.

Doch er würde sein Ende mit Würde tragen – Chancen gab es nun sowieso nicht mehr für ihn.

Zum ersten Mal an diesem Nachmittag sagte der Blick des Kommissars etwas aus:

*Schachmatt.*

*Antonia Freiwald, 21S*

## Die Nadel im Heuhaufen

Die Wahrheit. Die Wahrheit, die so wunderbar schön ist, die so wundervoll wirkt, dass man es kaum fassen kann, die so grandios erscheint, dass man es fast nicht glauben kann, die so phänomenal daherkommt, dass man es schon fast für surreal hält, dass einige sie sogar schon anzweifeln, von der Gesellschaft dafür aber als lächerlich angeprangert werden.

Was aber, wenn diese angeblich lächerlichen Personen Recht haben, wenn diese so genannte Wahrheit doch nicht gänzlich wahr ist? Was, wenn die wahre Wahrheit einfach nur ein wenig umgeschrieben worden wäre, schöngeredet? Was, wenn die Wahrheit aus mehreren kleinen Lügen bestehen würde? Was wäre, wenn es nicht einmal die Wahrheit ist, bloss eine Lüge mit wahren Kern? Oder was, wenn es einfach nur eine blanke Lüge ist, ohne das kleinste, winzigste, mickrigste Schimmerchen einer Wahrheit? Was soll man noch glauben in einer Welt voller Lügen? Was ist wahr, was falsch? Was gut, was böse? Wer lügt, wer sagt die Wahrheit? Was, wenn man plötzlich erfährt, dass alles, woran man je geglaubt hat, bloss gelogen war? Was wäre, wenn kaum ein Wort, das jemals gesagt, gehört, gelesen oder geschrieben wurde, stimmt? Was, wenn das Leben eines jeden bloss eine einzige Lüge ist?

Was, wenn sich herausstellt, dass die gesamte Welt nur ein einziges Konstrukt aus Lügen ist? Lügen, die ausgedacht, verbreitet und bestätigt wurden von den Leuten ganz oben, den Leuten, die sich nur auf sich selbst und niemand anderen konzentrieren und von Gier und Habsucht nur so strotzen? Die Leute, die in der heutigen Welt die Fäden ziehen, alle Männer, alle Frauen kontrollieren, ob wissentlich oder nicht, gelehrt von ihrer Sucht nach Macht. Die Leute, die Politiker, Medien, Institutionen, Organisationen und fast jedes Individuum kontrollieren, dirigieren, manipulieren und diese Kontrolle für Kriege nutzen, Kriege, die dazu dienen sollen, ihnen mehr Geld, mehr Macht und mehr Kontrolle zu verschaffen, jedoch mit Lügen begründet und erklärt werden. Kriege, die Tausende von Familien in Angst und Schrecken versetzen, Kriege, die Leute trauern lassen um verstorbene Freunde, Familienmitglieder, Verwandte oder Bekannte, Kriege, bei denen man gewöhnliche, unschuldige Menschen gegen gewöhnliche, unschuldige Menschen kämpfen lässt im Auftrag von seelenlosen, abartigen, machtgierigen Kreaturen.

Gottlose Kreaturen, die nie genug haben können, immer mehr wollen, immer die Reichsten, Mächtigsten, Schönsten, Besten, Schnellsten sein wollen. Besitzen sie

ein Haus, wollen sie eine Stadt, haben sie eine Stadt, erstreben sie ein Land, besitzen sie ein Land, wollen sie einen ganzen Kontinent und schlussendlich die gesamte Erde. Doch was dann? Wäre ihre Macht durch den Besitz der ganzen Erde gestillt? Mitnichten! Schliesslich gibt es ja noch haufenweise andere Planeten, die man besiedeln könnte, auf die man sein Machtgebiet ausdehnen könnte. Das ganze Universum steht ihnen zur Verfügung und das ist schliesslich unendlich und dehnt sich immer weiter aus. Dasselbe gilt auch für ihre Gier nach Macht, sie ist unendlich, doch dehnt sich immer weiter aus, und solange diese Gier nach Macht existent ist, wird es auch immer der Fall sein, dass fast die ganze Welt ein Gebilde aus Lügen ist und nur die wenigsten das überhaupt bemerken, dass die, die es bemerken oder sich überhaupt nur skeptisch äussern, in ständiger Angst leben müssen, Angst um ihre Familie, Angst, dass sie vielleicht ihre Geliebten niemals wiedersehen können, Angst, dass jederzeit ihr letztes Stündlein schlagen könnte, Angst, die sie jedes Mal vor dem Einschlafen fürchten lässt, dass sie nie wieder aufwachen werden, und das nur, weil sie zu den wenigen gehören, die die Wahrheit unter einem Haufen Lügen erkennen – wie die Nadel im Heuhaufen.

*Lukas Spitzenberg, 2aL*

## Ruf des Wassers

Lächelnd streckte Kate ihr Gesicht den letzten Sonnenstrahlen eines wunderschönen Spätsommertages entgegen. Sie hörte das glückliche Lachen ihres Sohnes, der mit seinem Vater am Wasserfall spielte. „Ich will auch springen!“, sagte dieser mit einem gespielt trotzigem Unterton. Ihr Mann verwuschelte ihm geduldig lächelnd das Haar und meinte, es sei schon spät, Zeit, zusammenzupacken und nach Hause zu gehen. Mit traurigem Blick stieg der Junge aus dem Wasser. Kates Mann aber begann, die kleine Klippe zu erklimmen, über die mit lautem Getöse der Wasserfall stürzte. Neugierig blickte Kate ihm nach. Als er beinahe oben war, rutschte er aus – Kates Herz blieb stehen. Wie in Zeitlupe sah sie, wie sein Fuss abglitt. Wie seine vorgestreckte Hand vergebens ins Leere griff. Wie er fiel. Gleichzeitig schrien beide auf, doch ein Schrei hallte noch lange zwischen den Felswänden wider, nachdem der andere verklungen war.

Kate hörte seinen Schrei. Sah wie er fiel. Sah den zertrümmerten Körper, das in einem unnatürlichen Winkel abstehende Bein, die Blutlache unter seinem Kopf. Der Schrei jedoch brach nicht ab. Nicht wie er es die ganze Woche über getan hatte. Weinend kämpfte sie sich aus dem Schlaf. Sie hörte den Schrei noch immer – er kam aus Jonas Zimmer. Sie erhob sich und rannte ins Kinderzimmer ihres sechsjährigen Sohnes. Dieser lag in seinem Bett, er umklammerte seinen Teddy so fest, dass seine Fingerknöchel weiss hervortraten. Mit tränenüberströmtem Gesicht schaute er Kate an: „Geht es Papa gut?“ Sie nahm ihn in die Arme. „Ja, mein Schatz, er lebt jetzt an seinem Lieblingsort, dem Wasserfall, weiter. Mach dir keine Sorgen. Schlaf jetzt, er wacht über dich.“ Sie küsste ihn auf die Stirn und ging in ihr Zimmer zurück.

Es folgte eine harte Zeit für sie beide, doch sie waren für einander da. Langsam verebbte der Schmerz, Normalität kehrte ein. Jona ging in die Schule, Kate zur Arbeit. Sie war überzeugt, dass sie nun den schlimmsten Teil hinter sich hatten – doch Ende September kam Jona nicht von der Schule zurück. Das Mittagessen wurde kalt. Kate sass alleine am Tisch, den Blick abwechselnd auf die Uhr und auf die Tür gerichtet. Zwei Stunden vergingen; keine Spur von Jona. Sie versuchte sich einzureden, dass ihr Sohn nur bei einem Freund esse und vergessen habe anzurufen, doch das drohende Gefühl liess sich nicht abschütteln. Sie griff zum Telefon, packte die Klassenliste und rief die erste Mutter an. „Entschuldigen Sie die Störung, ich bin Jonas Mutter. Ist er vielleicht bei Ihnen?“ Immer das gleiche Ritual: Dieselbe Frage, dieselbe Antwort: Nein.

Sie informierte die Nachbarn, bat sie, es ihr mitzuteilen, sollten sie etwas von Jona hören. Eine weitere Stunde verging. Kates Verzweiflung wuchs. Sie dachte fieberhaft nach: Wo könnte er sein – in der Schule? Nein, eher nicht. Auf dem Spielplatz? Jona hatte aufgehört dort zu spielen seit dem Tod seines Vaters... Da wusste sie plötzlich, wo er war: beim Wasserfall! Hatte er nicht gesagt, er verspüre das Verlangen, dorthin zurückzukehren? Er höre den Ruf seines Vaters, wolle zu ihm. Wie ein Ruck ging es durch Kates Körper. Sie schüttelte ihre Passivität ab und rannte los. Das fragende Rufen der anderen ignorierte sie.

Sie würde sich nicht auch noch ihren Sohn von diesem verfluchten Wasserfall nehmen lassen! Sie setzte sich in ihren Wagen und fuhr los. Sie bemerkte kaum, dass sie zu schnell fuhr. Ihre Gedanken waren voller schrecklicher Bilder und Gefühle. Kate durchlebte noch einmal alles; sah, wie ihr Mann fiel, hörte seinen Schrei, fühlte die Hilflosigkeit. Zornig drängte sie die Bilder zurück. Wenn es so weit war, sollte sie bei klarem Verstand sein. Die Ausfahrt, die Allee, die Felsenstrasse, der Parkplatz, der schmale Weg, der zur Schlucht führte. Kate rannte los. Obwohl sie so schnell rannte, wie sie konnte, kam ihr jeder Schritt quälend langsam vor. Ihr Sohn konnte jeden Moment springen – und alles nur wegen ihrer blöden Lüge! Sie wollte ihn doch nur beschützen, wollte, dass es ihm weniger schwer fiel, sich zu verabschieden. War das denn so falsch? Kates Blickfeld verschwamm hinter Tränen. Derart ihrer Sicht beraubt, stürzte sie. Schmerzhaft tief bohrte sich ein Stein in ihr Knie. Ihr war es egal, sie stand auf und rannte weiter. Sie bemerkte weder das Blut, dass an ihrem Bein herunterrann, noch das heftige Seitenstechen – Kates Blick konzentrierte sich auf das Stückchen blauen Himmels, das am Ende des Weges sichtbar wurde. Ihr Schritt beschleunigte sich nochmals, dann erblickte sie den Wasserfall.

Panisch suchte sie die Klippe ab, hielt nach einer kleinen Gestalt Ausschau, doch wurde nicht fündig. War sie zu spät? Langsam bewegte sie sich auf den See zu. Ihr graute vor dem, was sie dort erblicken würde, doch ein Teil von ihr hegte immer noch die Hoffnung, den See leer vorzufinden. Kate nahm einen letzten tiefen Atemzug, dann ging sie um den Felsen herum – und erblickte den See. Einen leeren See. Ohne Körper. Ohne Blut. Sie brach in Tränen aus, in Tränen der Erleichterung. Die Anspannung der letzten Stunden fiel von ihr ab, sie fühlte sich leichter als eine Feder.

Erst jetzt bemerkte sie das Blut an ihrem Knie. Sie ging auf den See zu, setzte sich ans Ufer und hielt ihr schmerzendes Bein ins Wasser. Dabei betrachtete sie die roten Blätter, die sanft von der Strömung in die Mitte des Sees

getrieben wurden. Sie blickte ihnen verträumt nach, mit einem seligen Lächeln im Gesicht, welches plötzlich erlosch. Dann stiess Kate einen verzweifelten Schrei aus, sprang auf ihre Füsse und rannte ins Wasser. Sie schluchzte leise den Namen ihres Sohnes. Dabei betrachtete sie einen Stofffetzen in ihrer Hand, den sie soeben aus dem Wasser gefischt hatte. Beinahe hätte sie ihn nicht bemerkt, wie er dahintrieb, hätte ihn für ein rotes Herbstblatt gehalten, wie sie es mit den anderen Fetzen von Jonas Lieblingspullover getan hatte.

Wie eine Schlafwandlerin pflügte sie durchs Wasser, in Richtung Wasserfall. Unentwegt kämpfte sie gegen die Strömung an, mit dem Willen eines Menschen, dessen Pfad vor ihm liegt wie ein offenes Buch. Nur einmal hielt sie kurz inne, um dem Leichnam ihres Sohnes eine Haarsträhne aus dem Gesicht zu streichen. Versteckt lag er da, zwischen den Felsen, verborgen von den Blicken allfälliger Besucher. Weinend beugte sich Kate zu ihm herunter und drückte Jona ein letztes Mal einen Kuss auf die Stirn. „Ich bin gleich bei dir, mein Lieber, diese Reise musst du nicht allein durchstehen.“ Mit diesen Worten verabschiedete sich die Mutter, die alles, was ihr lieb war, verloren hatte, von ihrem Sohn und der Welt. Dann begann sie ihren Aufstieg zu der Pforte, die sie zu ihren Liebsten bringen würde.

*Rebekka Künzler, 1aL*

## Die Wasserpistole

Die Sonne schien durch die frisch gesäuberten Fenster und ihre intensiven Strahlen weckten das Mädchen auf. Sie wusste, dass irgendetwas anders war. Es lag ein völlig neuer Geruch in der Luft. Amélie drückte ihre Augen zusammen. Die Veränderung liess sie einen Moment innehalten. Bitte nicht wieder ein Tag, der einfach nicht vergehen will. Nicht wieder die gleichen Gespräche, die gleichen Geschenke und das gleiche gequälte Lachen. Nicht wieder die Leute in ihren weissen Kitteln, die sie für ihre Krankheit bemitleideten. Leukämie.

Hastig rieb sich Amélie die Augen und blickte verschlafen neben ihr Bett. Da entdeckte sie etwas Rot-Gelb-Blaues. Mit der Zeit verwandelte sich dieses Etwas in einen Clown mit roter Nase, grossem Mund und freundlichen Augen. Mit einem Lächeln begrüsst er sie und zauberte ein Tablett mit Teller und einem passenden Deckel darauf hervor. Amélie lächelte mühsam. Ihr ganzer Körper schmerzte und sie fühlte sich so schlecht wie schon lange nicht mehr. Doch statt ihr einen mitleidigen Blick zuzuwerfen, hob er den Deckel und eine Wasserpistole kam zum Vorschein. Und andere bunte Dinge, die Amélie aber nicht identifizieren konnte. „Was willst du damit?“, fragte Amélie in einem kritischen Ton. „Spielen!“ – „Du weisst, dass du mich damit nicht nassspritzen darfst. Die kleinste Erkältung könnte lebensgefährlich für mich sein.“ Der Clown nickte nur und strich mit seinen Fingern in den roten Lederhandschuhen über die Pistole, nahm sie schliesslich in die Hand und zielte damit ins Lavabo, welches er aber kläglich verfehlte. „Wenn du besser triffst als ich, darfst du dir aus dem Teller ein weiteres Spielzeug auswählen, mit welchem wir weiterspielen.“ Doch Amélie schüttelte den Kopf. Sie hatte keine Lust auf nervenaufreibende Spiele. „Ich kann damit nicht spielen, ich hab ja kaum genug Kraft, um meine Augen offen zu halten.“ Nur schnell huschte ein erschütterter Blick über sein Gesicht, dann zeichnete sich auf seinem Mund ein siegessicheres Lächeln ab. „Ich wusste, dass ich gewinnen würde“, rief er lachend. Doch so leicht liess sich Amélie nicht unterkriegen. Mit ihrer dünnen Hand umfasste sie die Pistole. Kurz kamen Erinnerungen an ihre Kindheit auf, die sie aber schnell wieder abschüttelte. Sie zielte aufs Lavabo und – traf. Begeistert begann der Clown zu klatschen und hielt Amélie den Teller hin. Sie schüttelte einmal mehr den Kopf. Der Clown bemerkte ihr geringes Interesse und zeigte auf ein Ding, das wie eine Kaugummimaschine aussah. „Das hier ist eine exklusive Wunschmaschine. Die ist so selten, dass schon versucht wurde, sie zu klauen.“ Amélies Interesse war geweckt. „Für was soll denn die zu gebrauchen sein?!“ – „Das ist eigentlich ganz



einfach: Wenn man einen Wunsch hat, dreht man dreimal an diesem Hebel, und wenn man wirklich an diese Wunschmaschine glaubt, werden die Wünsche wahr.“–

„Und was ist, wenn ich mir wünsche, dass ich diese Schmerzen nicht mehr ertragen muss? Werde ich dann von einem Engel abgeholt und mit einer Kutsche in den Himmel gefahren?“ Amélie konzentrierte sich genau auf die Reaktion des Clowns. Sie erwartete, dass er ihr einen geschockten Blick zuwarf. Doch nicht einmal seine Mundwinkel zuckten. „Das mit der Kutsche kann ich leider nicht bestätigen. Mir wurde aber gesagt, dass man auf den Flügeln von Engeln in den Himmel gleitet.“ Amélie lächelte kritisch, doch ihr gefiel der Gedanke an Engel mit Flügeln. „Und was erwartet mich im Himmel, kann ich mir das auch mit der Maschine wünschen?“ – „Ob sie auch im Himmel funktionstüchtig ist, weiss ich nicht. Doch ich habe schon einiges vom Himmel gehört. Da braucht man sich nichts mehr zu wünschen.“ Amélies Neugierde war geweckt: „Wie soll es denn dort aussehen?“ „Was mich am meisten fasziniert, sind die farbigen Wasserfälle, die ihren Geschmack je nach den Gelüsten des Betrachters verändern. Ich stelle mir das sensationell vor. Und die rosaroten Zuckerwattenbäume, die selbstfahrenden Fahrräder, die violetten Wiesen, die riesigen Hängematten und und und. Einfach himmlisch!“ Der Clown seufzte und blickte träumerisch aus dem Fenster. „Klingt schon irgendwie cool“, lächelte Amélie, doch in diesem Moment zuckte sie zusammen. Ein gewaltiger Stich in ihrem Magen stahl ihr das Lachen. Der Clown sah ihr tief in die Augen, seufzte und setzte dann aber wieder sein Lächeln auf. „Aber das Allerbeste ist, dass es dort riesige Wasserpistolen gibt, und mit diesen kann man überall hinschiessen. Und jedes Mal wenn man das gewünschte Objekt trifft, treffen Sonnenstrahlen auf dein Gesicht und erwärmen dein Herz. Und dann fühlt man sich glücklich und zufrieden, und ich denke, das ist das Beste, das einem passieren kann.“ Amélie schaute dem Clown tief in die Augen – und lächelte. „Ich muss jetzt leider weiter, es warten noch andere Wasserpistolenprofis auf mich. Aber ich komme dich wieder einmal besuchen, irgendwann.“

Er stand auf und schritt langsam auf die Tür zu, sein unentwegtes Lächeln stets im Gesicht tragend. „Woher weisst du eigentlich so genau, wie es im Himmel aussieht?“ Der Clown blickte kurz zurück und schaute in das bleiche Gesicht des kleinen Mädchens, das ihn mit einem hoffnungsvollen Blick ansah. „Meine Wasserpistolen haben es mir verraten. Aber das ist ein Geheimnis von dir und mir.“ Zwinkernd lief er zur Tür hinaus und liess Amélie allein in ihrem Bett zurück. Wieder stach es in ihrem Magen, doch verzog sie diesmal nicht das

Gesicht, sondern lächelte und schaute aus dem Fenster. Ein Sonnenstrahl traf auf ihr Gesicht, sie fühlte sich glücklich und zufrieden und sie dachte, dass dies das Beste sei, das einem passieren kann. Und sie schlief ein.

*Angela Gentsch, 4bLI*

## Perle aus Asche

Seine Haare sind das Erste, was ihr auffällt, als er sich setzt. Fettig und strähnig hängen sie in seine Stirn und von Zeit zu Zeit schüttelt er sie mit einem Rucken seines runden Kopfes aus dem Gesicht.

„Nun, meine Liebe...“, beginnt er.

„Nennen Sie mich nicht meine Liebe!“, fährt sie dazwischen. Er ignoriert ihren Einwand und kritzelt etwas auf seinen Block. Dann sieht er sich in ihrer Wohnung um, lässt seine kleinen Schweinsaugen über die Möbel schweifen und macht sich Notizen. Sie hat eigens aufgeräumt, bevor er gekommen ist. Die leeren Wodkaflaschen stehen zuhinterst im Kleiderschrank, sie hat das Bett frisch bezogen, Staub gesaugt, die Fenster weit geöffnet, die Aschenbecher geleert und im ganzen Raum Duftspray verteilt. Es sieht sauber und frisch aus. Aber er registriert alles, was sie übersehen hat. Die Staubschicht auf den Büchern im Regal, die leere Chipspackung, die sie in aller Eile unter das Sofa geschoben hat, die Antidepressiva-Schachtel auf dem Küchentresen, den Fleck auf ihrem besten Pullover, das Loch in ihrer rechten Socke. Nervös scharrt sie mit den Füßen und endlich kehrt sein Blick zu ihr zurück.

Ein Rucken des Kopfes, ein falsches Lächeln verzieht seine Züge. „Ich danke Ihnen vielmals, dass ich dieses Interview mit Ihnen führen darf. Meine Zeitung fühlt sich sehr geehrt und wird den Artikel auf den ersten Seiten drucken.“

Sie nickt kühl.

„Also dann...“ Er ruckt mit dem Kopf und schaltet das Aufnahmegerät ein. Seine Fragen sind ausführlich und kompliziert. Sie kommt nicht ganz mit. Ihre Antworten sind rüde und frech.

Plötzlich tut es ihr leid, dass sie nur wegen ihm geputzt hat. Dieser schleimige Kerl bläst sich auf wie ein Ochsenfrosch, schnüffelt in ihrem Privatleben herum. Sie wird wütend. Trotzig schiebt sie das Kinn vor. Verschränkt die Arme. Fixiert ihn mit den Augen. Er beginnt sich zu winden und seine Fragen klingen holprig.

„Wollen Sie etwas trinken?“ Sie steht abrupt auf und geht zum Kühlschrank. Er ist leer bis auf ein vergammeltes Joghurt und eine Flasche Gin. Sie giesst ein Glas voll und geht zum Sofa zurück. „Mehr als das hier habe ich nicht.“ Sie hält es ihm vor die Nase, doch als er danach greift, zieht sie es schnell wieder zurück. Der Gin schwappt über, tropft auf das Aufnahmegerät. Ruhig sieht sie zu. Hält dann das Glas absichtlich schräg. Noch mehr Gin ergiesst sich auf das Gerät und auf seine Hose.

„Hmm... ich glaube nicht, dass Sie das noch gebrauchen können.“ Sie ist die Ruhe selbst. Fühlt sich mächtig und stark. „Sie sollten besser gehen.“

„Sie Kuh!“ Sein Gesicht ist rot angelaufen. Zuerst sieht es aus, als ob er sie schlagen wolle, doch er begnügt sich mit einer obszönen Geste. Dann packt er seine Sachen und stürzt ohne ein weiteres Wort aus der Tür.

Sie lacht. Trinkt das Glas Gin aus. Die Flasche auch. Ihre Finger zittern, als sie die Zigarettenpackung öffnet. Das Feuerzeug flammt auf. Die Zigarette glimmt. Sie nimmt einen tiefen Zug. Asche fällt auf den Teppich. Ihr Magen rumort. Sie lässt die Zigarette fallen. Rennt zur Toilette. Erbricht. Schluckt zwei Antidepressiva. Im Teppich ist ein Brandloch von der Zigarette. Sie zündet sich eine neue an. Lässt sich zu Boden sinken. Alles verschwimmt. Unter dem Sofa liegt eine halbleere Flasche Wodka. Sie greift danach.

Eine Woche später entdeckt sie das Interview. Sie haben ein altes Foto von ihr genommen, aus ihrer guten Zeit. Als sie noch eine feurige Schönheit war. Doch dieses Feuer ist verglüht. Übriggeblieben ist nur Asche.

Der Artikel spricht von ihr als humorvoll, freundlich, offen, voller Lebensfreude. Die Antworten sind spritzig und charmant. Sie liest den ganzen Artikel durch. Fasziniert von der völlig neuen Person, die aus ihr gemacht worden ist. Klar, dass sie nicht schlecht von ihr schreiben wollen. Sie bezeichnen sich als Zeitschrift mit Stil. In eine solche Zeitschrift passt kein Artikel über ihren Zusammenbruch. Alles wird schöngeredet. Alles nur leere Worte. Niemand kennt sie wirklich.

Das Feuerzeug flammt auf. Die Zigarette glimmt. Sie nimmt einen tiefen Zug. Asche fällt auf den Teppich.

*Simone Dütsch, 3kW*

## Meine Wahrheit

*Weinrotes Sonnenlicht wirft ein magisches Glühen auf die Veranda. Der fruchtige Tropfen im wohlgeformten Glas auf dem Abstelltischchen stammt vom Rebberg des Anwesens.*

*Dröhnende Stille regiert die Szenerie. Das perfekte Gegenteil zum monotonen Lärm der Stadt.*

*Hörbare Ruhe herrscht. Nur das kann die „Da rein – da raus“-Einstellung des Alltags therapieren.*

*Alles stimmt in sich. Jedes vor Freiheit sprühende Detail ist der Perfektion unterworfen.*

*Der Vorhang fällt; Augenlider verstecken das Paradies vor meinen Augen.*

„Wollen Sie noch etwas trinken oder eine Kleinigkeit essen?“ – „Nein... danke.“  
„Vielen Dank für Ihren Besuch. Wir hoffen, Sie beehren uns bald wieder und wünschen Ihnen einen erfolgreichen Tag.“

Die Bedienung in der enzianblauen Uniform wendet sich dem nächsten Kunden zu und ich trödle weiter im Garderobenbereich herum. Draussen erwartet mich die schöne, neue Welt mit ihren Strömen aus gespielt gleichgültigen Gesichtern ganz unten zwischen den Wolkenkratzer-Canyons. Nach weiteren fünf allzu kurzen Minuten raffe ich mich auf und trete den Kampf gegen den Tag an. Als ich vor die Drehtür des Dreamshops trete, weht mir eine warme Sommerbrise entgegen – ich hätte mein Jackett heute nicht überstreifen sollen.

Zehn Minuten später erreiche ich meinen Arbeitsplatz gerade rechtzeitig. Irgendwie schafft es das Netz des öffentlichen Verkehrs immer wieder aufs Neue, mich auf die Sekunde genau um 7.59 Uhr auszuspuken. Wie langweilig Perfektion doch ist.

Bei der Arbeit bin ich ein Langweiler, wie alle anderen auch. Alle elf Zwölfstel Stunden lege ich eine fünfminütige Pause ein, in welcher ich meine persönlichen Nahrungersatz-Tabletten einnehme und ein Genussmittel nach Wahl konsumiere. Ich entscheide mich jeweils zwischen einer Zigarette und einer Blaubeerlimonade.

Nach zehn Stunden sind wir fertig, werden allerdings jeden Abend daran erinnert, dass Überstunden unserem Betrieb zu noch mehr Erfolg verhelfen. Ich empfinde die zehn Stunden Arbeit als mehr als ausreichend und mache niemals Überstunden.

Meine Bedürfnisse führen mich jeden Tag um 18.00 Uhr auf direktem Weg zurück in den Dreamshop. Wer denkt, das sei kein Leben... der hat auf jeden Fall recht.

Das ist bloss der Traum von einem Leben – der Traum von meinem Leben. Was der Traum meines Lebens ist, ist hier schlichtweg nicht relevant.

Ich stehe vor meinem Zimmer. Ich benutze es seit vier Jahren ausnahmslos jeden Abend. Natürlich ist es nicht mein Zuhause. Trotzdem atme ich jedes Mal entspannt aus, wenn ich es betrete. So auch heute. Wie immer schiebe ich meine Karte in den Schlitz an der Seite der Liege, tippe den Code ein und schliesse die Kontakt-Pads an meine Schläfen an. Als mein Rücken in das viskose Polster einsinkt, schliesse ich die Augen, als wolle ich einschlafen.

*Ich wache auf. Ich bin zu Hause.*

*Die Morgensonne zwinkert mir durch die gerippten Fensterläden zu. Goldenes Licht spielt in den Locken meiner Frau, die neben mir schläft. Ich liebe sie.*

*Von draussen weht helles Kinderlachen in unser Schlafzimmer. Julia und Marc, unsere zwei Kinder, scheinen im Pool zu spielen.*

*Ich denke mir, wie schön meine Welt ist, und geniesse den Augenblick. Alles ist gut.*

*Meine Wahrheit ist perfekt.*

*Jan Hochreutener, 4cNP*

## Das andere Mädchen

Ich sitze beim Brunnen im Dorf, während eine Schar von Kindern mich umringt. Im Schneidersitz und im Flüsterton erzähle ich von Geistern und Schatten; alle hören mir gebannt zu. Mein Mund bewegt sich von selbst. Ich brauche gar nicht nachzudenken, schon entsteht eine Geschichte. Plötzlich zieht mich meine Mutter mit der freien Hand, in der sie keinen Korb hält, an meiner vom Sand und Wasser des Brunnens verdreckten Schürze hoch. „Lass den Quatsch, Alessia! Du jagst den anderen Kindern Angst ein!“ Ich stehe widerwillig auf und lasse mich von meiner Mutter, beobachtet von neugierigen, aber auch eingeschüchterten Kinderaugen, wegziehen. „Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du dies unterlassen sollst!“, sagt meine Mutter in einem scharfen Ton. „Wieso denn?“, frage ich perplex, „die anderen lieben doch meine Geschichten!“ „Jetzt schon noch!“, sagt meine Mutter. Ich sehe sie verständnislos an, weil ich nicht begreife, was sie konkret damit meint. In leisem Ton fügt meine Mutter noch hinzu: „Was sollen denn die anderen denken!“

Vielfach sehe ich müde aus. Die Schatten, die ich unter den Augen wie ein lästiges Anhängsel mit mir trage, trüben mein Gesicht. Wenn ich in der Nacht lange Zeit wach liege und nicht schlafen kann, kommen diese Schatten über mich und verschlingen mich fast. Diese Schatten tragen mich an einen anderen Ort und flüstern mir zu, aber nur so laut, dass die anderen sie nicht hören können.

Es kommt öfters vor, dass ich schweissgebadet erwache und mich in einem dunklen Loch wiederfinde. Erst nach wenigen Minuten vernehme ich dann das Atmen meiner Schwestern im Bett links und rechts von mir. Meistens schlafen wir zu dritt in einem Bett, und trotzdem ist mir kalt. Woher die Kälte kommt, kann ich nicht ausmachen.

Ich höre Stimmen, die zu mir dringen und meinen Namen rufen: „Alessia, Alessia!“ Die Stimmen werden immer lauter. Ich habe das Gefühl, dass mir der Kopf dröhnt. Ich schrecke auf und finde mich im Garten vor unserem Haus wieder. Meine Cousine steht neben mir, tippt mir wie eine Verrückte auf die Schulter und ruft im Spielwahn: „Alessia, du bist dran! Fang mich!“ Sie rennt davon, während ich mich langsam von der Holzterrasse unseres Hauses, das von roten Kletterrosen umrahmt ist, erhebe. Heute ist ein besonderer Tag, das weiss ich. Wieso wir aber unsere Verwandten eingeladen haben, ist mir entfallen. Ich fühle mich so schlapp, dabei ist so ein schöner Herbsttag. Die Sonne scheint golden durch die Bäume, die zahlreich auf der Wiese vor unserem Haus stehen.

Die Strahlen hüllen das Haus und die Bäume in ein gelbes Licht und lassen meine Haare feuerrot aufflammen, wie ein Warnzeichen, mir nicht näher zu treten.

Ich höre meine Mutter mit Tante Odette leise diskutieren. Tante Odette habe ich noch nie richtig leiden können. Sie beobachtet mich manchmal mit ihren stechenden Augen schief von der Seite. Zudem pflegt sie ab und zu meiner Mutter zuzuraunen, was eigentlich mit Alessia nicht stimme. Wenn sie glaubt, dass ich sie gerade nicht hören könne, nennt sie mich auch eine „Wahnsinnige“ oder „Gestörte“. Meine Mutter hat dann immer einen besorgten Ausdruck im Gesicht und sagt jeweils, als müsse sie sich selber überzeugen: „Alessia hat einfach eine blühende Fantasie. Das ist alles!“ Als ich meine Mutter einmal darauf ansprach, meinte sie, dass mit mir alles in Ordnung sei und ich mir keine Gedanken machen müsse. Aber so viel kann ich mir auch zusammenreimen, dass ich nicht wie alle anderen bin.

Zu diesen Zeiten wünsche ich mir oft meine Grossmutter zurück. Ich fühle mich ihr verbunden, auch wenn ich sie nie kennengelernt habe. Wenn ich manchmal eine meiner Geschichten preisgebe, sagen die Leute, ich klänge wie meine Grossmutter. Sie sagen, dass sie auch immer solche Geschichten erzählt habe. Ich fühlte mich geschmeichelt, dies zu hören.

Einmal habe ich eine meiner Tanten gefragt, wie meine Grossmutter gestorben sei. Diese antwortete jedoch nicht, und es folgte eine vielsagende Stille, die meine Mutter schliesslich durchbrach. Sie erzählte mir mit einem unbeteiligten Gesicht, dass meine Grossmutter bei Blitz und Donner vor Angst einen Hang hinuntergerutscht sei und so einen tragischen Tod gefunden habe. Dann verstummte meine Mutter; das Thema war für sie abgeschlossen. Auf eine Weise, die ich mir nicht erklären konnte, fühlte ich mich hintergangen. Ich konnte diese Geschichte nie richtig glauben. Denn wer würde, der solche Geschichten erzählt hatte wie meine Grossmutter, vor Angst straucheln und verunglücken?

An den Gedanken, mit Geistern zu leben und Stimmen zu hören, die zu keiner Gestalt gehören, habe ich mich schon gewöhnt. Nicht aber daran, mit Menschen zusammenzuleben, die diesen Gedanken nicht verstehen können oder wollen. In diesen Situationen muss ich eine andere sein, mich ihnen anpassen, versuchen, ohne die Stimmen in meinem Kopf zu leben, was mir schwierig bis unmöglich erscheint.

Manchmal fühle ich mich, als wäre ich in einem Theater, in dem mir eine Rolle zugeteilt wurde, die nicht die meine ist. Obwohl ich mit aller Kraft und



Anstrengung versuche, mich zu befreien, gelingt es mir nicht. Ich befürchte, dass ich das Stück zu Ende spielen muss, und hoffe aber in meinem Inneren auf einen abrupten Abbruch des Stücks. Ich wünsche mir, dass ich das Kostüm frühzeitig abstreifen kann, um frei zu sein.

*Daniela Lüthard, 31S*

## Unschuldig!

Meine rechte Hand zittert. Der Schweiß läuft mir über den Rücken. Ich möchte schreien, doch ich bringe keinen einzigen Ton über die Lippen. Es ist nun schon die vierte Sitzung und ich habe immer noch nichts gesagt. Stattdessen starre ich nur vor mich hin und warte, bis die Psychiaterin ihre Geduld mit mir verliert und das endlose Schweigen selbst bricht. Aber sie tut es nicht. Sie tut gar nichts, ausser jede meiner Regungen ruhig zu beobachten, als könnte sie die ganze Wahrheit über mich in meinem Gesicht ablesen. Ihre Adlersaugen durchbohren mich von aussen, verlangen das einzige, was ich ihnen nicht geben kann: meine Geschichte. Meine Frau hat darauf bestanden, dass ich eine Therapie mache, sonst wäre ich niemals freiwillig hier angetanzt. Denn ich kann nicht darüber reden. Ich kann es einfach nicht. Und das werde ich auch nicht! Ich spüre ihren Blick auf mir ruhen, sie macht mich nervös. Langsam bewege ich meinen Kopf nach vorne und sehe sie zum ersten Mal richtig an. Sie lächelt kalt und deutet meine Körpersprache wohl als einen ersten Schritt in die richtige Richtung. Aber ich habe nicht vor, ihr irgendetwas zu erzählen. Niemals!

„Herr Akbar, wieso sind Sie hier, wenn Sie nicht reden wollen?“, fragt sie mich schliesslich. Sie hat eine schöne, geschmeidige Stimme. Aber ich schweige sie nur an. „Ich entnehme Ihrer Akte, dass Sie letzte Woche nach einer Rauferei ins Krankenhaus eingeliefert wurden. Sie waren stark verletzt.“, versucht sie es weiter. Ich antworte wieder nicht. „Wieso haben Sie sich geprügelt?“, fährt sie fort.

Sieht so aus, als müsste sie jetzt andere Massnahmen ergreifen. Statt mich nur zu beäugen und geduldig abzuwarten, bis ich bereit bin, ihre Hilfe anzunehmen, konfrontiert sie mich jetzt offen mit Tatsachen aus den letzten Ereignissen, von denen sie glaubt, sie würden mein jetziges Verhalten erklären. Zu schade, dass sie sich irrt. „Der andere Mann, der mit Ihnen eingeliefert wurde, liegt jetzt im Koma!“, zischt sie jetzt ein bisschen lauter. Doch ich gehe nicht darauf ein, weil ich Menschen wie sie kenne. Sie versucht mich zu provozieren, in der Hoffnung, dass ich dann endlich etwas preisgeben würde, sie anschreien oder gar weinen. Aber ich tue nichts dergleichen und kratze mich nur am Nacken. Ich höre sie laut nach Luft schnappen, ein Hinweis dafür, dass ich ihr den letzten Nerv raube. Denn etwas hat sie nicht berücksichtigt, trotz ihren unzähligen Berufserfahrungen. Ich beherrsche meinen Job sogar besser als sie.

„Sayid Akbar. Sie kommen aus dem Irak. Und sie haben vor Jahren eine militärische Auszeichnung bekommen, wegen ihrer Tapferkeit als gehorsamer

Soldat.“, sagt sie. Na und? Denkt sie ernsthaft, es juckt mich, dass sie das weiss? Sie fasst sich wieder und versucht es jetzt mit ihrer sanften Seite. „Ich hatte schon öfters mit Kriegsgeschädigten zu tun. Sie können wirklich mit mir reden, ich bin hier, um Ihnen zu helfen.“, flüstert sie mir eindringlich zu. „Ich kenne Männer wie Sie und weiss, dass es schwierig ist, aber ...“ – „Sie kennen mich nicht! Sie wissen gar nichts über mich!“, schreie ich laut auf. Ihr triumphierender Blick bringt mich aber erneut zum Schweigen. Erst jetzt merke ich, dass ich energisch aufgesprungen bin. Die Blumenvase, die zuvor auf dem Tischchen stand, welches das Patienten – Sofa von ihrem Sessel trennt, liegt jetzt in Scherben. Zerknirscht setzte ich mich wieder hin und lege das Gesicht in meine Hände. Der Zorn vergeht aber nicht. Kriegsgeschädigter? Ich? Lächerlich! Meine Augen füllen sich mit Tränen „Ich bin kein Kriegsgeschädigter“, presse ich leise hervor „Was sind Sie dann?“, höre ich ihre Stimme. Ansehen kann ich die Psychiaterin längst nicht mehr. Was würde sie von mir denken, wenn sie es wüsste? Denn die Wahrheit ist, ich bin kein Opfer. Ich bin ein Täter!

Ich sehe die unzählbaren Gesichter jede Nacht, wenn ich schlafe. Im Traum winken sie mir zu, warten auf mich, suchen mich heim. Es sind hunderte und ich kenne jedes einzelne davon. Ihren Ausdruck in den Augen werde ich nie in meinem Leben vergessen. Auch nicht ihre Schreie, ihre Tränen, das ganze Blut. Ich werde nie vergessen, wie sie mich vorwurfsvoll angestarrt haben, wie sie mich mit ihren Blicken verflucht und in Gedanken erwürgt haben. Ich werde nie darüber hinwegkommen, was für einen Hass ich in ihren Gesichtern sehen konnte, was für eine Todesangst. Ihr Flehen höre ich heute noch, ihr Bitten, sie zu verschonen, ihnen zu glauben, aber damals habe ich meine Emotionen einfach kaltgestellt. Es lag nicht an mir zu entscheiden, was richtig und was falsch ist. Ich war nur ein Instrument, jederzeit bereit, jeden Auftrag gehörig auszuführen, egal um welchen es sich handelte. Nach einigen Monaten Praktizierung habe ich aufgehört mich zu fragen, ob ich das Richtige tue, ich habe aufgehört, überhaupt über etwas nachzudenken. Ein Soldat gehorcht eben! Wenn von oben ein Befehl kommt, liegt es nicht an uns, ihn zu hinterfragen. Es spielt nämlich keine Rolle, ob die Regierung die Wahrheit sagt. Denn auch wenn es sich um eine Lüge handelt, gilt sie im Dienst als die einzig richtige Wahrheit, auch wenn an ihr herum gewerkelt wurde. Entweder man glaubt sie oder man glaubt sie nicht. Aber tun muss man sowieso, was von einem verlangt wird, da hat man keine freie Wahl! Trotzdem ist es keine Rechtfertigung. Ich hätte meinen Dienst verweigern können, ich hätte mich von meinen eigenen Überzeugungen leiten lassen müssen und darauf pfeifen sollen, dass ich meinen eigenen Hals riskiert hätte. Es wäre

besser gewesen, wäre ich in Würde gestorben, im Recht, als guter Mensch. Aber ich war jung und dumm, ich hatte keinen Mut. Jetzt wünsche ich mir sehnlichst, ich hätte den Angriff nicht überlebt.

„Wer war dieser Mann?“, fragt die Psychiaterin nach einer längeren Pause. Sie muss nicht erklären, dass sie dabei den anderen Kerl meint, mit dem ich mich geprügelt habe, der mich angegriffen hat. „Er hat mich erkannt. Noch von damals. Und er wollte sich an mir rächen!“, flüstere ich. Ein paar Atemzüge später fasse ich endlich den Mut, die Hände von meinem Gesicht zu nehmen. Ich blicke sie an, ihre Mimik verrät keinerlei Gefühle. „Als ich im Irak stationiert war, hatte ich eine besondere Aufgabe als Soldat. Ich war Folterer! Ich habe unschuldige Menschen geschlagen, verhungern lassen, gedemütigt, aufgeschlitzt und zum Teil auch getötet. Mein Auftrag lautete, sie zum Reden zu bringen, sie so lange zu foltern, bis sie etwas zugeben, was sie gar nicht getan haben. Ich habe sie dazu gebracht, aus einer Wahrheit eine Lüge zu machen. Ich habe ihnen eine Lüge eingebläut! Wollen Sie mir immer noch helfen?“

*Jessica Kobler, 4aL*

## **Anerkennungspreise**

### *Kategorie A*

Fiorella Albanese: Liebe Maria

Sarah Dada: "Mein" rosarotes Fahrrad

Marie-Anne Flückiger: Schnee, der Regen heisst

François Mojon: Schuld und Schuldgefühle

Nicole Narr: Fragen

Denis Solkotovic: Wahrheit

### *Kategorie B*

Julia Barandun: Gedankenwirbel

Raphael Bucheli: Die erste Nacht

Ronja Fäh: Splitter

Jasmin Fathalla: Das Reisküchlein

Fernando Trabadelo: Die Angst im Nacken sitzen haben

Laura-Jessica Zürcher: Spiegel der Wahrheit

# **Bildimpressionen**